

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 31/2 (2004)

DOI: 10.11588/fr.2004.2.63376

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

document (par exemple illustration pour un livre, caricature etc.); indication concernant le lecteur représenté (selon les cas, sont mentionnés ici son nom, son âge, sa profession ou décrits ses vêtements); genre de la lecture auquel il se livre (la précision varie ici, bien évidemment, selon les cas de figure); conditions de l'acte de lecture (posture du corps, lieu de la lecture etc.) et, en dernier lieu, source d'où provient le document.

C'est pareillement pour faciliter l'emploi de ce répertoire que ses éditeurs lui ont adjoint un certain nombre d'index. S'ils ont renoncé à un index thématique des motifs tel qu'il existait encore dans »Bahn und Bett und Blütenduft«, ils en ont proposé plusieurs, axés sur la figure du lecteur – qu'il soit un personnage historique ou fictif, sur l'objet de la lecture (les éditeurs ont procédé ici à une distinction entre livres et périodiques), sur la détermination générique des textes lus, sur la chronologie des documents iconographiques retenus et, enfin, sur l'origine géographique ou le lieu d'activité des artistes.

Grâce à ces différents index, le répertoire, par son principe de classement alphabétique (auquel on aurait préféré, peut-être, un classement chronologique) s'avère un très estimable instrument de travail pour les représentants de plusieurs disciplines: mine presque inépuisable de matériaux pour l'historien du livre, il sera bien sûr utile aussi à l'historien de l'art; l'historien de la littérature pourra y puiser de précieuses indications pour mettre en lumière la manière dont a pu être perçue un auteur. C'est ainsi que le recours aux représentations iconographiques des œuvres de Rousseau montre clairement que la réception de ce dernier peut s'articuler sur une idée nouvelle de la nature auxquelles les élites européennes s'avèrent sensibles (n° 3621, »le parfait dandy« par Joseph Wright of Derby ou sur la revalorisation du sentiment amoureux duquel il participe (n° 1837, »la Nouvelle Héloïse«, par François Hubert). L'historien des mentalités peut, quant à lui, trouver par exemple dans ces reproductions iconographiques des indices sur les modes d'autoreprésentation de la bourgeoisie, comme ce pourrait être le cas dans la photographie officielle de F. Mitterand par Gisèle Freud (n° 1346), et l'on pourrait multiplier à l'envi les exemples de l'utilité d'un tel répertoire pour la recherche. Dans »Bahn und Bett und Blütenduft« déjà, F. Nies invitait à reconnaître à l'iconographie le rang d'une »science auxiliaire« (»Hilfswissenschaft«) à part entière pour l'étude de l'histoire littéraire. Au regard du précieux »Ikonographisches Repertorium zur Europäischen Lesegeschichte«, on ne peut que souscrire à sa remarque, tout en insistant sur sa valeur pour tous les domaines des sciences humaines.

Christophe LOSFELD, Halle

Françoise WAQUET, Parler comme un livre. L'oralité et le savoir (XVI<sup>e</sup>–XX<sup>e</sup> siècles), Paris (Albin Michel) 2003, 427 S.

Die Entwicklung von Schriftlichkeit seit der Erfindung des Buchdrucks, ihr Gebrauch und ihre Konsequenzen fand in den letzten vier Jahrzehnten so großes Interesse, daß daraus auf internationaler Ebene zahlreiche fruchtbare Arbeiten und eine umfangreiche kulturwissenschaftliche Diskussion erwachsen sind. Von Beginn an wurde darin auch Mündlichkeit thematisiert, aber nur als negative Folie, im Sinne einer mündlichen Kultur vor der Einführung von Schrift bzw. einer Kommunikationsform, die der »höher entwickelten« Schriftlichkeit unterlegen sei.

Gegen dieses tendenzielle Mißachten mündlicher Kommunikation wendet sich Françoise Waquet nun vehement. In ihrem neuesten Buch vertritt sie die These, daß Mündlichkeit mit dem gedruckten Buch nicht verschwunden ist. Ganz im Gegenteil: Unter Akademikern, also den mit dem Buch am meisten vertrauten Personen, blieb mündliche Kommunikation von überragender Bedeutung. Und diese nahm seit dem späten 19. Jh. noch zu, denn ökonomischer Fortschritt und technische Innovationen ließen nun den Traum einer großen, persönlichen Konversation zwischen den Wissenschaftlern der ganzen Welt immer weniger

utopisch erscheinen. Waquet will daher belegen, daß es in der akademischen Welt vom 16. bis zum 20. Jh. neben dem geschriebenen Wort zahlreiche mündliche Formen der Kommunikation gegeben hat und auch weiterhin gibt.

Diese Thesen wirken schon auf den ersten Blick plausibel, ja geradezu banal, denn unsere wissenschaftliche Praxis veranschaulicht sie uns jeden Tag von neuem. Und dennoch ist ihre Formulierung nicht evident. Im ersten Kapitel ihres Buchs legt Waquet dar, wie die Historiker in den letzten Jahren starr auf die Schriftlichkeit blickten. Allein die Geschichte des Lesens beschäftigte sich mit der mündlichen Vermittlung von Lesestoffen, aber ansonsten schienen Intellektuelle – so das in der Geschichtswissenschaft vermittelte Bild – nur mittels Schriftlichkeit zu denken und zu handeln. Dieses Trugbild konnte durch den Umstand entstehen, daß uns in der Regel nur Schriftdokumente aus den vergangenen Jahrhunderten überliefert sind. Aber wie will man eine mündliche Kommunikation erfassen, einen interpersonalen Akt, dessen Materialität sich sofort verflüchtigt? Dieser Frage muß sich auch Waquet stellen. Letztlich bleibt auch ihr nichts anderes übrig, als auf schriftliche Überreste menschlichen Denkens und Handelns zurückzugreifen, doch darin finden sich zahlreiche Hinweise auf mündliche Praxis in Lehre und Wissenschaft.

Zunächst führt Waquet die verschiedenen Formen mündlicher Kommunikation in der Welt von Wissenschaft und Unterricht auf. Hier kommen insbesondere Vorlesungen, Diskussionen, Examina, der praktische Unterricht in Lehrerseminaren und Tagungen zur Sprache. Während diese formellen Akte mündlicher Kommunikation präzisen Regeln folgten, die selten ausdrücklich formuliert, von jedem Teilnehmer aber implizit eingehalten wurden, existierte darüber hinaus noch ein breites Spektrum informellen mündlichen Austauschs, für welches das persönliche Gespräch paradigmatisch ist. Trotz seines informellen Charakters wurde es durchaus hoch eingeschätzt und diente in der Form des sokratischen Dialogs als Vorbild für den Philosophieunterricht an französischen Schulen.

Waquet zeigt am Beispiel der Seminare der École Normale des Jahres III und der Delos-Symposien in der Mitte des 20. Jhs., daß Mündlichkeit in der akademischen Praxis nicht alleine stand. Mündlichkeit war in komplexe Kommunikationssituationen eingebettet, in denen darüber hinaus auch Schriftstücke, Bilder und Körpersprache Anwendung fanden. Vor dem Hintergrund ihrer großen Erfahrung im Umgang mit Schrift und Rede wogen Akademiker immer wieder die Vorteile beider Kommunikationsformen gegeneinander auf. Für Akademiesitzungen, Tagungen und den Unterricht wurde mündlicher Kommunikation ein höherer Stellenwert zugestanden als der Schriftlichkeit. In direktem mündlichem Austausch konnten Mißverständnisse besser vermieden werden, er erlaubte einen leichteren Überblick über neue Forschungen und eine schnellere Vermittlung neuen Wissens. Wurden Vorträge oder gar Diskussionen publiziert, dann verloren sie ihren ursprünglichen Charakter. Der Vorteil der Schrift reduzierte sich nach Waquet dagegen auf einen einzigen, aber nicht unbedeutenden Aspekt: Sie erlaubte es, Wissen über lange Zeit zu konservieren. Waquet setzt ihre These einer Vielfalt unterschiedlicher Kommunikationssituationen explizit der von Jack Goody formulierten Dichotomie von Mündlichkeit und Schriftlichkeit entgegen. Freilich sieht auch sie die Probleme gesprochener Rede, die aus den mangelnden Vortragskünsten der Redner, den persönlichen Schwächen von Diskussionsteilnehmern und der Vielstimmigkeit der Sprache resultierten, die auf internationalen Tagungen seit dem Ende des 19. Jhs. gesprochen werden.

Abschließend setzt sich Waquet mit der prinzipiellen Bedeutung von Mündlichkeit in der wissenschaftlichen Arbeit auseinander. Gegen Goody's These von der überragenden, auch die mündliche Formulierung beherrschenden Schriftlichkeit, hebt Waquet den eigenständigen Beitrag der Mündlichkeit hervor. Zwar erlaubte der Buchdruck einen Aufstieg des Wissens durch die Möglichkeit unbegrenzter Speicherung, aber dennoch war damit kein Niedergang der mündlichen Kommunikationsformen verbunden. Ganz im Gegenteil: Die Schrift als Gedächtnisort ermöglichte eine weitere Entfaltung mündlicher Aktivitäten. Die schnelle

Entwicklung des Wissens konnte nur in der gesprochenen Rede erfolgen. Schrift war hierfür ein begrenztes Hilfsmittel, denn bei ihrer Publikation waren die Ergebnisse bereits veraltet. Zudem wurde nicht alles Gesagte notiert oder konnte niedergeschrieben werden. Und schließlich spielte auch bei der Invention von Wissen persönliche Kommunikation eine zentrale Rolle, sei es in der Gemeinschaftsarbeit von Laboratorien oder bei der kritischen Überprüfung von Inhalten, die bei Vorträgen präsentiert wurden.

Waquet gelingt eine Auflösung der traditionellen Dichotomie von Schriftlichkeit und Mündlichkeit. Ihr Buch ist daher in jenen Kapiteln am spannendsten, in denen sie über ihren inhaltlichen Gegenstand hinausblickt und die Konsequenzen ihrer Ausführungen andenkt. Doch obwohl sie sich gegen einige Thesen von Jack Goody kritisch absetzt, führt sie ihre Überlegungen leider nicht zu einer systematischen Auseinandersetzung mit der Schriftkulturforschung der letzten vierzig Jahre fort. Gleichwohl schlägt ihr Buch eine wichtige Bresche in den bisher erratischen Block der Schriftlichkeitsforschung, in die ihr hoffentlich noch viele Forscher auf der Suche nach der Rede hinter der Schrift folgen werden.

Reiner PRASS, Erfurt

Marie-Madeleine COMPÈRE, *Les collèges français XVI<sup>e</sup>–XVIII<sup>e</sup> siècles. Répertoire 3: Paris, Paris (Institut national de recherche pédagogique) 2002, 477 S.*

Marie-Madeleine Compère, eine seit langem ausgesprochen profilierte französische Bildungshistorikerin, die in den vergangenen Jahrzehnten eine Reihe wichtiger Studien vorgelegt hat, präsentiert mit dem vorliegenden Werk den dritten Band ihres Handbuchs der Kollegien in Frankreich vom 16. bis 18. Jh. Die bisher erschienenen beiden Bände behandelten den Süden (1984) sowie den Norden und Westen des Landes (1988). Nachdem nunmehr fünfzehn Jahre seit dem Erscheinen des zweiten Bandes vergangen sind, ist der dritte Teil des Opus der Hauptstadt Paris gewidmet, die schon im Ancien Régime die schulische und universitäre Metropole Frankreichs war. Sie zählte über vier Dutzend verschiedener Kollegien – und damit weitaus mehr, als jede andere französische Stadt. Zudem galten die Schulen der Kapitale als die ältesten und renommiertesten des Landes, in die Schüler aus dem ganzen Königreich, aber auch aus dem Ausland strömten. Gründe gibt es wahrlich genug, Paris einen eigenen Band zu widmen – eine richtige Entscheidung der Verfasserin.

Der Aufbau des Kompendiums orientiert sich an dem bewährten Muster: Nach einer Einführung (S. 9–71) in die Pariser Schul- und Universitätsgeschichte bietet der Hauptteil (S. 73–461) eine Vorstellung der einzelnen Einrichtungen in Form standardisierter, in alphabetischer Reihenfolge geordneter Artikel. Dargestellt werden die Gründungsgeschichte, die Stiftungen, der schulische Kursus (Klassenaufbau) und der Organisationsstatus (Inkorporation in die Universität oder Autonomie), wobei abschließend jeweils wichtige Quellen- und Literaturhinweise angefügt sind. Verzeichnet werden u.a. die Visitationsprotokolle im Pariser Nationalarchiv, und, sofern noch vorhanden, die Professoren- und Schülerlisten, die jedoch oft nur lückenhaft erhalten sind. Überhaupt erweist sich die Quellenlage als sehr fragmentarisch, denn sowohl die Wirren der Französischen Revolution als auch die verschiedenen kriegsbedingten Aktenverluste haben in über zwei Jahrhunderten ihren Tribut gefordert.

Auf diese Weise stellt Compère insgesamt 73 Anstalten vor, wovon die weitaus meisten, nämlich 46, der Sorbonne inkorporiert waren. Nur vergleichsweise wenige größere Kollegien konnten über längere Zeit einen autonomen Status gegenüber der Universität behaupten, nämlich das Collège Royal (S. 407–413), die École Militaire (S. 413–422) und insbesondere das frühere Pariser Jesuitenkolleg (Collège de Clermont, später: Louis-le-Grand), dem – zu Recht – der mit Abstand längste Einzelartikel (S. 359–407) gewidmet ist. Seit seiner Gründung 1563 durch den Bischof von Clermont, Guillaume Duprat (S. 359f.), bis zur